



SARAH
KOOS Der
masurische
Zander

Roman



Prolog

Schatten am See

Masuren, Polen, Juni 1969

Der Wind strich über das Wasser wie eine vergessene Hand – leise, zärtlich, beinahe bittend.

Maria stand am Ufer.

Das Licht zerbrach in den feinen Wellen.

Ein leichtes Tuch lag auf ihren Schultern –
und doch schwer wie eine Erinnerung.

Es war warm. Und doch fror sie.

Ihr Blick ruhte auf einem Punkt im Wasser, den nur sie sehen konnte.

Manchmal, wenn der See ganz still war, meinte sie, die Stimmen zu hören.

Jakubs Lachen, während er mit dem Netz im Boot balancierte.

Tomasz' helle Kinderstimme, wenn er rief:

„Da! Ich hab ihn!“

Ein Zander –

groß wie sein Arm, zappelnd in der Sonne.

Sie hatte gelächelt, damals.
Heute konnte sie es nicht mehr.

Langsam ließ sie sich auf die Bank sinken.
Das Holz war rau unter ihren Fingern.
Die Jahre hatten sie gezeichnet –
wie der Krieg das Dorf: ohne Hast, aber erbarmungslos.

In ihrem Schoß lag ein altes Foto –
verblasst, zerknittert, fast durchsichtig.
Ein Mann. Ein Junge.
Für andere nur noch Schatten.
Für sie – so klar wie der erste Schrei eines Kindes.

„Ich habe zwei Kinder geboren“, dachte sie.
„Eines aus Liebe.
Eines aus Angst.
Aber ich habe beide mit demselben Herzen geliebt.“

Sie sprach es nicht laut.
Nur in sich hinein.
Wie ein Gebet.
Oder ein letzter Versuch, sich selbst zu vergeben.

Ein einzelner Fisch sprang.
Das Wasser kräuselte sich dort, wo er gewesen war –
und glättete sich wieder.
Als wäre nichts geschehen.

Sie wusste, dass sie irgendwann gehen würde.
Nicht heute.
Aber bald.

Bevor das geschah, wollte sie alles erzählen.
Nicht die Wahrheit, die das Leben rettet –
sondern die, die die Seele befreit.
Sie schloss die Augen.
Der See wurde zum Gedächtnis –
ein Flimmern aus Licht, Schmerz, Liebe –
und einem Namen,
der nie ganz verstummt war.

Tomasz.



Teil 1

Das Ende der Unschuld

Kapitel 1

Józefów, Polen, Juni 1942

In diesem Jahr dehnte sich die Hitze des Sommers aus
wie ein ferner Gedanke –
und doch schien die Zeit still zu stehen.
Die Sonne hing schwer über den Feldern, als würde sie
etwas verbergen –
einen Moment, ein Lächeln, ein spätes Beben.

Rivka stand in der Küche, die nackten Füße auf dem
kühlen Steinboden.
Sie hielt inne –
die Hände noch feucht vom Abwasch, das Tuch über der
Schulter vergessen.
Aus dem Garten drang der Ruf von Tomasz, der mit sei-
nem Vater spielte und lachte.
Sein Lachen war wie ein Sprung ins klare Blaue –
voller Leben, voller Unschuld.

Jakub hatte ihn mit der Gießkanne überrascht.

„Ein Zander lebt nicht auf dem Trockenen!“,
hatte er gerufen.
Tomasz quietschte, wirbelte herum und rannte davon.

Rivka lächelte.

Es war eines dieser Lächeln, die das Herz trafen, nicht die Lippen.

Sie trat hinaus ins Freie.

Die Sonne fiel durch die Kirschbaumzweige und warf flirrende Muster auf ihre Haut.

Tomasz saß jetzt im Gras, klitschnass. Seine dunkelbraunen Locken klebten an der Stirn.

Jakub saß neben ihm, barfuß, ein Ast zwischen den Zähnen – später würde er daraus eine Schleuder schnitzen.

„Mama!“, rief Tomasz.

„Wann fahren wir wieder nach Masuren?“

„Bald“, sagte sie.

„Wenn der Mond dick wird?“

„Versprochen.“

„Versprochen“, wiederholte er.

Der See – der masurische See –
war ihr Zufluchtsort.

Dort fingen sie Fische, grillten sie auf flachen Steinen.

Dort war Jakub kein Arbeiter, kein Gezeichner –
sondern Vater.

Ehemann.

Einfach nur: ein Mann.

Dort konnte Rivka atmen.

Dort erlaubte sie sich zu glauben, dass die Welt noch heil war.

Das kleine Häuschen am Ufer – schlicht, mit verwittertem Dach und einer Bank aus Birkenholz – hatte einst Jakubs Eltern gehört.

Seit deren Tod war es unbewohnt.
Jetzt gehörte es ihnen.

Ein Ort, der nie laut war,
aber alles in sich trug, was zählte:
Schilf, das sich bewegte.
Wärme auf der Haut.
Und das Lachen eines Kindes, das über die Wasserober-
fläche sprang wie ein Kieselstein.

Später, als Tomasz eingeschlafen war und Jakub im Wohn-
zimmer eine Zeitung las,
öffnete Rivka das Fenster.
Der Abend war mild, die Vögel noch wach.
Sie lehnte sich hinaus, atmete tief –
und spürte für einen winzigen Augenblick, dass etwas zu
Ende ging,
obwohl es noch gar nicht angefangen hatte.

Der Duft der Erde war zu süß, zu betäubend.
Der Wind trug Stimmen mit sich –
aber keine, die sie kannte.

In der Ferne bellte ein Hund.
Dann: Motorengeräusche.

Rivka zog die Scheibe wieder zu –
wie man eine Tür schließt zu einer Vergangenheit,
die noch Gegenwart ist.

Sie drehte sich um.
Tomasz' Hemd lag auf dem Stuhl.
Ein kleiner Fleck Erdbeermarmelade darauf.

Sie strich mit der Hand darüber,
als könne sie damit die Zeit anhalten.

Sie dachte,
Glücksmomente seien wie Lichtspiele über Wasser –
flüchtig, schön, aber nie zu greifen.

Kapitel 2

Józefów, Polen, 13. Juli 1942

Es war ein Montag.

Später würde man sagen: der dreizehnte Juli 1942.

Der Tag, an dem alles aufhörte, was vorher gewesen war.

Sie wachten früh auf an diesem Morgen.

Nicht wegen eines Albtraums, nicht wegen der Hitze –
sondern wegen der Ruhe.

Die Vögel schwiegen.

Kein Flügelschlag.

Kein Hahnenschrei.

Tomasz lag eng an Rivkas Seite gekuschelt,

ein Kind zwischen Schlaf und Erwachen.

Sein kleines, feines Gesicht war in die Matratze geschmiegt,
die Finger leicht geöffnet,

als hielte er etwas Unsichtbares fest –
vielleicht den letzten Rest Unschuld.

Rivka sah an die Decke.

Ihre Lider waren leicht geöffnet,

doch ihre Gedanken lagen wie unter Glas.

Es war ein Morgen, wie es viele gegeben hatte –
und doch spürte sie, dass er anders war.
In der Luft hing etwas Ungewisses.
Es war wie eine Vorahnung,
ein kaum spürbares Zittern im Raum.

Draußen:
das schwache Scharren von Harke auf Boden.
Jakub.

Immer war er der Erste gewesen,
früh im Garten.
Zwischen Bohnenranken, Salbei und Dill –
es war seine Art, Ruhe zu finden.
Mit den Händen im weichen Grund,
wie sein Vater und Großvater vor ihm.
Er war Gärtner im Herzen, nicht Arbeiter.
Ein Mann, der lieber grub als sprach.

„Wir müssen den Jungen bald wieder an den See bringen“,
hatte er gestern gesagt, zwischen zwei Handvoll Erde.
„Er vermisst es dort.“

Rivka hatte genickt.

Ein letztes Mal zurück –
dorthin, wo das Licht gedämpft und golden war und
Tomasz mit nackten Füßen im taunassen Morgen stand.
In ihm leuchtete das Leben.

Ein letzter Versuch, Kindheit zu bewahren,
ehe sie ihm entrissen wurde.

„Sie haben jetzt auch die Familie Goldberg geholt“,
hatte Jakub vor ein paar Tagen gesagt.
Sein Klang war leise gewesen,
aber so hart,
dass sie auf der Haut brannte.
„Und niemand weiß, wohin.“

Rivka hatte nichts erwidert.
Es gab nichts mehr zu sagen, was nicht längst gedacht
worden war.

Seit Wochen war die Angst wie ein zweiter Schatten ge-
worden –
mal groß und schwarz,
mal kaum spürbar,
aber immer da.

Erst waren es Gerüchte gewesen.
Dann Befehle.

Zuerst war es der Stern gewesen.
Ein gelbes Stück Stoff –
plötzlich Teil ihrer Haut.

Dann kamen die Verbote:
kein Besuch,
kein Laden,
kein Spielen auf der Straße,
keine Schule mehr für Tomasz,
keine Freunde.

Er hatte sehr geweint, weil er seinen besten Freund Adam
nicht mehr sehen durfte.

„Sie sagen, wir müssen jetzt unter uns bleiben“,
hatte Rivka gesagt,
ohne, dass sie selbst verstand,
was „unter uns“ bedeuten sollte.

Ein ganzes Leben wurde ihnen plötzlich zugewiesen –
ein kleiner Radius,
ein neues Regelwerk,
ein Stillhalten, das jede Stunde schwerer wog.

Einmal hatte Tomasz gefragt:
„Muss ich den Stern auch auf dem Schlafanzug tragen?“
Und Rivka hatte gelächelt, obwohl alles in ihr schrie.

Dann die Fenster: nur noch halb geöffnet, Gespräche im
Flüsterton.
Die Stimmen: halblaut.
Und dann: die Namen auf einer Liste.

Niemand sprach offen von den Lagern,
von Deportationen,
und doch wusste jeder, dass sie kamen.
Dass Menschen verschwanden.
Nicht alle auf einmal.
Immer nur ein paar.

Sie ahnten nicht, dass dies erst der Auftakt zum Grauen war.
Dass das Generalgouvernement längst zum Schlachthaus
geworden war.
Dass in Bełżec, Sobibór, Treblinka längst der Rauch auf-
stieg.
Dass dieses Dorf, ihr Józefów, nur ein weiteres Kreuz auf
einer Karte war.

Als Rivka aufstand und sich ihren abgetragenen Morgenmantel überzog,
sah sie nach draußen –
die Helligkeit war verändert: bleich, entkernt.
Wie ein Himmel ohne Seele.

Ein unruhiger Gedanke bohrte sich in ihren Nacken.

Sie trat auf die Veranda.
Jakub stand über den Salatbeeten, die Harke in der Hand.
Er hob den Kopf und sah sie an.
Ein Lächeln.
Dünn.

„Hast du auch so schlecht geschlafen?“, fragte er.
Sie wollte etwas sagen.
Da hörten sie es beide.

Ein Geräusch.
Bedrohlich.
Reifen auf Schotter.
Schritte.
Schreie.
Mehr als einer.

Drei Lastwagen.
Staubwolken.
Männer in Uniform.
Befehle, wie Nadeln ins Fleisch geschossen.

„Glaubst du, sie kommen auch zu uns?“, hatte Rivka einmal gefragt.
Und Jakub hatte geantwortet:

„Sie kommen immer dann, wenn niemand mehr ahnt,
dass sie kommen.“

Jakub drehte sich um.

Eine Minute lang standen sie beide wortlos da –
als wäre der Moment eingefroren,
als hätte jemand vergessen, weiter zu atmen.

„Geh rein“, sagte Jakub leise, aber mit ernster Miene.

„Jakub ...“

„Jetzt, Rivka.“

Er sprach ruhig,

aber seine Augen flehten: *Rette unser Kind.*

Sie rannte nicht.

Sie taumelte –

wie in einem Traum, in dem die Beine Blei wurden und
das Herz hämmerte.

Tomasz war wach.

Er stand an der Scheibe,

die Stirn gegen das Glas gepresst,

er suchte die Silhouette seines Vaters.

„Wer sind die, Mama?“

„Geh in den Schrank, Liebling.“

„Warum?“

„Weil du jetzt ganz stumm sein musst.“

Er kroch hinein.

Sie küsste seine Stirn,

streichelte sein Haar.

Dann flüsterte sie:

„Du bist in Sicherheit, mein kleiner Schatz, ich komme bald zurück.“

Die Haustür sprang auf.

Stiefel auf Dielen.

Die Sprache war vermischt –

Befehle auf Polnisch,

Deutsch,

dazwischen Wortfetzen,

die sie nicht einordnen konnte.

Die Stimmen schoben sich durch die Räume wie fremde Finger.

Sie kroch unter das Bett.

Der Staub brannte in ihrer Kehle.

Der Boden war kalt.

Dann:

Geräusche.

Näherkommend.

Und Rufe.

Menschlich.

Unmenschlich.

Sie sah Stiefel.

Dann: eine Pause.

Einer der Männer blieb stehen.

Sein Gang war anders.

Langsamer.

Zögerlicher.

Ein Schatten fiel auf den Boden.
Ein Mann beugte sich.
Der Saum seiner Uniformjacke berührte den Holzboden.
Er sah sie.
Was von ihm blieb, war ein grauer Ausdruck –
müde, nicht hart, nicht weich.

Rivka hielt den Atem an.
Ihre Fingerspitzen krallten sich in die Dielen.
Ein schneidender, endlos langer Herzschlag.

Dann richtete er sich auf.

„Niemand hier. Weiter.“

Die anderen gingen.
Er ging zuletzt.
Doch er drehte sich noch einmal zu ihr um.
Kein Befehl.
Kein Trost.
Nur ... etwas.
Vielleicht Schuld.
Vielleicht ein Aufschrei im Schweigen.

Dann fiel die Tür ins Schloss.

Sie wagte nicht, sich zu rühren.
Minuten.
Eine Stunde.
Oder nur eine halbe.

Ein Ruf: „Tomasz!“
Die Stimme war von ... Jakub.

Dann ein Schuss.

Sie hörte noch einen Wagen, der dröhnend davonfuhr.
Und danach – nichts mehr.

Stille.

Rivka kroch aus dem Versteck und rannte los.
Der Schrank war leer.
Das Haus war leer.
Der Garten war leer.
Kein Jakub.
Kein Tomasz.

Im Gras lag die Harke – ein stummes Zeugnis von dem,
was war.

Sie lief.
Suchte.
Rief.
Rannte an den nahegelegenen Fluss, wo Tomasz immer
gerne spielte, in der Hoffnung, sie dort zu finden.

„Jakub! Tomasz!“

Nichts.

Der Himmel war inzwischen wieder blau.
Ein grausamer, friedlicher Himmel.

Sie brach auf den Knien zusammen,
die Hände im Dreck,
den Kopf gegen den Boden gedrückt.

„Vielleicht ... hat er ihn retten können.“

„Vielleicht haben sie es geschafft.“

„Vielleicht ... lebt wenigstens einer von ihnen.“

...

Ein Sommertag in Polen, 1942.

Unter einem Bett verborgen, überlebt Rivka das Massaker von Józefow – weil ein deutscher Polizist, der sie sieht, wegsieht.

Ein einziger Tag zerreißt eine Familie – prägt Generationen.

Ein Überleben, das alles kostet.

Ein Schweigen, das alles verändert.

Zwei Kinder, die ein Geheimnis verbindet – und trennt.

Wer die Vergangenheit verdrängt, vererbt sie weiter.

„Der masurische Zander“ entfaltet über mehrere Zeitebenen hinweg das Schicksal einer Familie, gezeichnet von Identitätsverlust, Gewalt und der Last des Erinnerns – eine Geschichte über das Fortleben nach dem Unausprechlichen.

Ein historisch-literarisches Familiendrama, das von Überleben und Schuld erzählt, von Opfern und Tätern, von Erinnerung und Schweigen sowie von dem fragilen Band, das trotz allem zwischen ihnen bleibt.

